

Eva Illouz, **Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung.** Aus dem Englischen von Michael Adrian, Berlin: Suhrkamp Verlag 2011 (englische Originalfassung: *Why Love Hurts: A Sociological Explanation*, Cambridge/Malden: Polity Press 2012), 467 S., EUR 24,90, ISBN 978-3-518-58567-2. Suhrkamp Taschenbuch 4420, Suhrkamp Verlag 2012, 467 S., EUR 14,00, ISBN 978-3-518-46420-5.

Gefühle wie Angst, Ärger, Eifersucht, Hass, Trauer oder eben Liebe führten in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen lange Zeit eine Randexistenz. Das hat sich erst in den letzten zehn bis 15 Jahren grundlegend gewandelt, heute hat die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Gefühlen Konjunktur. Ja sogar von einer „Sehnsucht nach Gefühlen“¹ ist die Rede. Diese Sehnsucht, so scheint es, bringt gegenwärtig einen Boom an Publikationen hervor, die dem/der ForscherIn eine fast schon unüberschaubare Fülle an interessanten neuen Zugängen, Forschungsfragen, Anknüpfungspunkten und Thesen bieten.² In die Vielfalt dieser Publikationen reiht sich auch die 2011 erschienene, jüngste Studie von Eva Illouz, „Warum Liebe weh tut“ ein, in der sich die Autorin mit der (romantischen) Liebe³ und dem Leiden an ihr beschäftigt.

Wer Eva Illouz' Arbeiten kennt weiß, dass die an der hebräischen Universität Jerusalem lehrende Anthropologin und Soziologin kein ‚Neuling‘ im Feld einer Wissenschaft von den Gefühlen, insbesondere der Liebe und den Diskursen über sie ist. Bereits vor nun fast zehn Jahren erschien im deutschen Sprachraum ihre viel beachtete Studie „Der Konsum der Romantik“, in welcher Illouz der Ökonomisierung von Liebe und Romantik einerseits, der Romantisierung des modernen Warenkonsums andererseits nachging.⁴

In ihrer jüngsten Monographie unternimmt sie nun den (anspruchsvollen) Versuch zu erklären, auf welche Art und Weise sich unser heutiges Liebesleid von jenem unterscheidet, an dem die berühmten HeldInnen in den Werken einer Emily Brontë oder Jane Austen litten. Wie schon in früheren Arbeiten nähert sich Illouz der Thematik in einer vergleichenden Perspektive an. So führt sie den/die LeserIn zunächst auch in die (vor allem literarische) Welt des 18. und 19. Jahrhunderts. Anhand von klassischen Romantexten, zeitgenössischer Ratgeberliteratur und (edierten) Briefwechselln aus dem Bürgertum versucht Illouz zu zeigen, dass zu diesen Zeiten Beziehungsanbahnungen

1 Vgl. Alexandra Przyrembel, Sehnsucht nach Gefühlen: Zur Konjunktur der Emotionen in der Geschichtswissenschaft, in: *L'Homme. Z. F. G.*, 16, 2 (2005), 116–124.

2 Siehe z. B. den Forschungsüberblick von Bettina Hitzer zur Emotionsgeschichte: dies., *Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen*, in: *H-Soz-u-Kult*, 23.11.2011, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-11-001>.

3 Der Begriff „romantisch“ bzw. „romantische“ Liebe bleibt in „Warum Liebe weh tut“ seltsam vage und wird daher hier auch in Klammer gesetzt.

4 Eva Illouz, *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*, Frankfurt a. M. 2003.

und damit auch die Partnerwahl in einen gesellschaftlich strikt vorgegebenen Rahmen von (bürgerlicher) Tugend, Moral, sozialem Status und familiären Netzwerken eingebunden waren und damit nach bestimmten Regelsystemen abliefen. Die Liebe war zu dieser Zeit, so ihre Schlussfolgerung, in erster Linie eine ‚performative‘ Liebe (59–64), die sich im Rahmen gesellschaftlich klar definierter Handlungsanweisungen und durch das Bestreben der Individuen, diese zu verwirklichen, entwickelt habe.

Im 21. Jahrhundert sei das anders, denn am Übergang zur ‚Moderne‘⁵ – die bei Illouz mit spätkapitalistischen Gesellschaft(en) gleichgesetzt wird – sei etwas „qualitativ Neues“ (37) mit der Liebe und dem Leiden an ihr geschehen. Wenn Mann aber vor allem Frau heute liebt, dann geht es dabei um das individuelle Selbst, den Selbstwert und die Selbstverwirklichung, für welche die Liebe Auslöser und Ausdruck zugleich ist. Zudem ist die gegenwärtige PartnerInnensuche und/oder PartnerInnenwahl aus dem sozio-kulturellen und moralischen Gefüge herausgelöst. Illouz spricht in diesem Zusammenhang und in Anlehnung an Polanyis Prozess der „great transformation“ in der Ökonomie⁶ von Deregulierung – einer Deregulierung des Paarbildungsprozesses, die dazu führe, dass sich potentielle LiebespartnerInnen nun in einer Situation der ständigen Unsicherheit und Verunsicherung befinden. Denn bedingt durch die „Deregulierung der Bewertungsmodi“ (81) muss der individuelle „Wert“ von potentiellen PartnerInnen, das heißt das, was gemeinhin als ‚gute Partie‘ gilt, immer wieder neu ausgehandelt werden. Attraktivität und „Sexyness“ erfahren eine enorme Aufwertung und werden nicht nur zu relevanten, sondern zu zentralen Kategorien des Entscheidungsprozesses beziehungsweise der Wahl. Gleichzeitig steigern sich die Möglichkeiten der (Aus-)Wahl ins beinahe Unendliche, wodurch nicht nur diese, sondern auch die Suche nach dem/der einzigartig Anderen zum zentralen Motiv gegenwärtiger Lebensentwürfe wird.

Die „sozialen Arenen“ der PartnerInnensuche im 21. Jahrhundert sind, so Illouz, marktförmig strukturiert, wobei sie in diesem Zusammenhang zwischen „sexuellen Feldern“⁷ einerseits und Heiratsmärkten andererseits unterscheidet (101–107). Beide „Arenen“ unterliegen ökonomischen Prinzipien wie Angebot und Nachfrage, Knappheit und Konkurrenz und sind im Hinblick auf gegenwärtige Geschlechterverhältnisse in hohem Maße von ungleichen Machtverhältnissen geprägt. Denn gerade die Entstehung „sexueller Felder“, meint Illouz weiter, hätte zu einer neuen Form der Ungleichheit der

5 Der Begriff „Moderne“ wird hier unter Anführungszeichen verwendet, da ihn Illouz – so der Leseindruck – zwar meist mit spätkapitalistischen Gesellschaften gleichsetzt, gleichzeitig jedoch auch auf Begrifflichkeiten wie Hoch-, Spät-, oder Hypermoderne zurückgreift, ohne diese zu differenzieren bzw. zeitlich einzuordnen.

6 Womit die Entstehung von sich selbst regulierenden Märkten gemeint ist. Siehe dazu Karl Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Frankfurt a. M. 1995³.

7 „Sexuelle Felder“ sind, nach Illouz, „Arenen“, in denen Sexualität zu einer autonomen Dimension der Paarbildung wird.

Geschlechter beziehungsweise vielmehr zu einer neuen Art der emotionalen, männlichen Vorherrschaft über Frauen geführt. Diese liegt ihr zufolge in drei wesentlichen Faktoren begründet: Erstens seien Männer – im Gegensatz zu Frauen – nicht von kulturellen und biologischen Mechanismen der Fortpflanzung bestimmt, wodurch sie ihre „Suche“ in den „sexuellen Feldern“ über einen wesentlich längeren Zeitraum erstrecken können, als dies für Frauen der Fall sei. Zweitens würden Männer Sexualität zur Untermauerung des eigenen Status einsetzen und auf serielle Sexualität setzen, Frauen hingegen erlangen Statusgewinn – so die Autorin – über emotionale Exklusivität. Das heißt drittens schließlich, dass – während Männer ihren gesellschaftlichen Statusgewinn in erster Linie über ökonomisch-berufliche und sexuelle Erfolge bezögen – Frauen diesen Status primär über Familie und Kinder erlangen würden. Pointiert formuliert bedeutet das: Frauen wollen sich nach wie vor binden und ordnen daher Sexualität der Fortpflanzung und Ehe unter, während Männer der Sexualität um ihrer selbst willen ‚frönen‘ und bei ihnen gleichzeitig Bindungsangst vorherrscht. Männer und Frauen agieren auf diese Art und Weise, so Illouz, nicht auf Grund ihrer Biologie beziehungsweise Natur, sondern weil es den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen des Paarbildungsprozesses entspricht.

Obwohl Illouz immer wieder auf die sozio-kulturelle Bedingtheit dieser Ungleichheit zwischen den Geschlechtern verweist, bleibt bei dem/der LeserIn ein etwas irritierender Eindruck zurück. Zu sehr erinnert das Modell der „männlich seriellen Sexualität“ versus „weiblich emotionaler Exklusivität“ einerseits an historisch weit zurückreichende Wesensbestimmungen von Mann und Frau, wie sie im 18. und dann vor allem im 19. Jahrhundert im Sinne einer bürgerlichen Geschlechterdifferenz entwickelt wurden. Illouz' Aussagen zur Bindungsfähigkeit von Mann und Frau lesen sich andererseits dann in manchen Passagen auch eher als Klischeebestätigung à la *Venus und Mars*, denn als empirisch fundierte, soziologische Analyse.

Das mag mitunter auch mit der von Illouz gewählten, sehr disparaten Quellenbasis zu tun haben. Für das 21. Jahrhundert (worauf der Fokus der Autorin liegt, obwohl sie in den betreffenden Abschnitten auch Quellen aus dem 20. Jahrhundert zitiert) sind das 70 Interviews, die Illouz mit Frauen und Männern aus dem amerikanischen und europäischen urban-akademischen Milieu geführt hat, sowie Internet-Blogs, Zeitschriften-Kolumnen, Liebesratgeber und Zitate aus TV-Serien wie „Sex and the City“. Eine solche Diversität der verwendeten Quellen ist beeindruckend, ebenso die Belesenheit der Autorin; kritisch anzumerken ist jedoch, dass Illouz es unterlässt, die Auswahl und Entstehungsgeschichte der von ihr gewählten Quellen zu thematisieren. Es stellt sich die Frage, ob es tatsächlich sinnvoll ist, einen so differenten Quellenkorpus ganz ohne Quellenkritik für die Analyse heranzuziehen beziehungsweise ohne zu reflektieren, was das im Hinblick auf deren unterschiedliche Aussagekraft bedeutet. Bedauerlich ist zudem Illouz' alleiniger Fokus auf weiße heterosexuelle Frauen und Männer aus dem Bürgertum des 19. Jahrhunderts beziehungsweise der gegenwärtigen ‚Mittelklasse‘ und die damit einhergehende Ausklammerung anderer sozialer Schichten und Ethnien

sowie der gegenwärtigen Bandbreite tatsächlich gelebter Beziehungsformen. Nichtsdestotrotz hat Illouz ein sehr interessantes Buch zum Thema Liebe geschrieben, das gerade vor der Negativfolie einer gegenwärtigen Psychologisierung und Therapeutisierung von Liebe und dem Leiden an ihr funktioniert. Denn Illouz zeigt überzeugend, dass das Leiden an der Liebe nicht, wie es uns die „Freudsche Kultur“ (12) vormachen wolle, ein selbstverschuldetes Versagen der liebenden Individuen ist, sondern ganz klar von sozio-kulturell bedingten und geformten Bindungsordnungen geprägt und damit historisch wandelbar ist.

Ines Rebban-Glück, Wien

